



Die Angehörigen
Philippe und Chantal Duperron verloren bei dem Massaker im Pariser Konzerthaus Bataclan ihren Sohn. Im Prozess sagten sie beide aus. Sie saßen auch im Gerichtssaal, als der Hauptangeklagte Salah Abdeslam sich verteidigte



Der Betroffene
Bilal Mokono war mit seinem Sohn vor dem Stade de France, als sich ganz in ihrer Nähe ein Attentäter in die Luft sprengte. Mokono, ein gläubiger Muslim, empörte sich vor Gericht, dass die Islamisten seine Religion missbrauchen

Die Überlebenden von Paris

Im Prozess zu den Anschlägen von 2015 werden jetzt Islamisten verhört. Wie geht es den Angehörigen der Opfer? VON LISA LOUIS (TEXT) UND LAURA STEVENS (FOTOS)

In jener Nacht wird der Sohn der Duperrons von zwei Kugeln getroffen. Doch der 30-jährige Thomas hat durchaus eine Chance, das Massaker im Bataclan zu überleben. Während drei Attentäter in dem Konzerthaus, wo gerade ein Rockkonzert stattfindet, morden, schafft der Verletzte es mithilfe seiner Freundin Lucile nach draußen. Vor der Tür reicht seine Kraft nicht mehr, Lucile muss ihn absetzen – und eilt zu den Rettungssanitätern, um sie zu ihm zu holen.

Heute weiß man, dass sich in jener Nacht vom 13. auf den 14. November 2015 eine ganze Serie islamistischer Attacken ereignete, fünf in Paris, einer im Vorort Saint-Denis. Für Frankreich war es das blutigste Ereignis seit dem Zweiten Weltkrieg: 130 Tote, davon 90 allein im Bataclan, dazu viele Hundert Verletzte. Doch in dem Strafprozess, der momentan im Pariser Justizpalast stattfindet und das Land erschüttert (auch Ex-Präsident François Hollande trat schon als Zeuge auf), geht es nicht nur um Täter und Opfer, sondern vor allem um Hinterbliebene und Überlebende.

Das Drama der Familie Duperron: Die Sanitäter vor dem Bataclan wagen sich nicht zu Luciles verletztem Freund vor, und sie selbst darf auch nicht mehr zu Thomas zurück. Denn noch wüten im Bataclan die Attentäter. Im Prozess erfährt man, dass es 21.47 Uhr war, als drei bewaffnete Männer das Theater stürmten, dass sie minutenlang mit Kalaschnikows ins Publikum feuerten und Handgranaten in die Menge warfen. Polizisten, die schon 21.56 Uhr eintrafen, erschossen zwar sofort einen der Terroristen, doch die beiden anderen nahmen Geiseln und verbarrikadierten sich, erst gegen 0.20 Uhr wurden sie von Spezialkräften getötet.

Diese Zeitspanne muss Thomas Duperron das Leben gekostet haben. Zwei Stunden liegt der Verletzte auf dem Trottoir und wartet auf Hilfe. Er stirbt morgens um fünf Uhr in einem Pariser Krankenhaus. Erst gegen Mittag finden seine Eltern Chantal und Philippe sowie sein Bruder Nicolas die richtige Klinik, hören die bittere Nachricht. »Wir haben geschrien vor Schmerz – als ob man uns das Herz durchstochen hätte«, so erinnert sich der Vater vor Gericht. Philippe Duperron ist Jurist und sonst kein Mann pathetischer Worte, doch er will, dass man die Nachwirkung der Attentate versteht. Er vertritt als Präsident des Opfervereins »13onze15 Fraternité Vérité« (»13. November 2015 Brüderlichkeit Wahrheit«) auch andere Angehörige. Mehr als 2000 Zivilkläger wurden im Prozess zugelassen – darunter Lucile. 300 haben seit Prozessbeginn im September ausgesagt – darunter die Eltern Duperron. Mit der ZEIT traf das Ehepaar sich in der Pariser Wohnung, die einst ihrem Sohn Thomas gehörte.

Es ist ein sonniges kleines Apartment in einer nördlichen Pariser Vorstadt. Lange konnten die

Duperrons sich nicht vorstellen, hier zu schlafen. Doch nun wohnen sie während der Prozessstage hier, fahren nur am Wochenende in ihr Haus außerhalb von Paris. Philippe und Chantal Duperron, beide 60, wirken freundlich und gefasst. »Wir gehören zu den Angehörigen, denen es mittlerweile relativ gut geht«, sagt die pensionierte Ärztin Chantal, es klingt fast entschuldigend. »Wir können schlafen, nehmen keine Medikamente.« Aber der Prozess hätte nicht früher stattfinden dürfen. »Ich hätte nicht die nötige Kraft gehabt.«

Nun aber sei die Wohnung des Sohnes zu einem Lichtblick geworden: eine Erinnerung an ihn, an sein Lachen. »Es ist, als ob so ein Teil von ihm weiterlebt«, sagt Philippe und zeigt ein Handyfoto von Thomas, auf dem er lächelt. In der Wohnung gibt es fast keine Sachen des Toten mehr. Im Regal stehen noch zwei seiner Bücher, eines trägt den Titel *Over* (»Vorbei«). Seine Mutter hat im Prozess noch vor ihrem Ehemann ausgesagt und es geschafft, nicht zu weinen. Jetzt sagt sie: »Durch unsere Aussagen konnten wir Thomas noch einmal aufleben lassen. Obwohl ich mir nicht sicher bin, ob andere hören wollen, was für ein toller Sohn er war.«

Sein Vater hat vor Gericht betont, dass Lucile, die sich wie viele Überlebende mit Schuldgefühlen quält, keine Schuld treffe. Die Duperrons haben ihr seit damals oft versichert, dass sie zur Familie gehört. Sie nicht von Hass überwältigen zu lassen, das sei wichtig, sagt der Jurist. Und: »Die Angeklagten behaupten jetzt, es handelte sich bei den Ermordeten um anonyme Opfer. Doch die hatten Menschen, die sie liebten.«

Philippe Duperron will nicht an das Bild glauben, das der Hauptangeklagte Salah Abdeslam jetzt vor Gericht von sich zeichnet: Er habe niemandes Tod verschuldet und sei ein gerechter Vorkämpfer des Islamischen Staates (IS). Abdeslam ist der Einzige aus dem zehnköpfigen Terrorkommando, das am 13. November 2015 die Hauptstadt Paris in Panik versetzte, der noch lebt. Es ist erwiesen, dass er drei der Attentäter in einem schwarzen Clio zum Stadion Stade de France brachte, wo die Anschlagserie begann. Zuvor hatte er Autos und Wohnungen für seine Komplizen gemietet. Sein Bruder Brahim Abdeslam war einer der Haupttäter. Es ist auch erwiesen, dass Salah Abdeslam am Abend der Anschläge eine Sprengstoffweste trug und zum Selbstmordattentäter werden sollte. Trotzdem besteht er jetzt darauf, unschuldig zu sein – da er sich nicht in die Luft sprengt habe.

Abdeslam hat seit Beginn des Prozesses immer wieder jäh das Gericht mit Kommentaren provoziert. Zusammen mit anderen Angeklagten, die den Terroristen geholfen haben sollen, saß er an jedem Prozessstag in einem Glaskasten links vom Richterpodium. Doch vergangene Woche, als er sieben Stunden lang zu seiner Radikalisierung vernommen wurde, hatte er den üblichen Kapuzen-

pullover gegen ein weißes Hemd getauscht, dazu trug er eine schwarze Hose und ein schwarzes Sakko. Brav, fast demütig stand er da, schloss jede Antwort an den vorsitzenden Richter mit einem devoten »Monsieur le Président«.

In der Terrornacht des 13. November 2015 starben neun Terroristen in Paris oder kurz danach auf der Flucht, nur Salah Abdeslam überlebte, schaffte es unversehrt nach Brüssel. Jetzt hat er das Gericht in Paris belehrt: Ein Selbstmordattentäter, der in letzter Minute beschließt, sich nicht in die Luft zu sprengen, verdiene eine milde Strafe.

An Stellen wie diesen schüttelt Philippe Duperron heftig den Kopf. Er sitzt im mittleren Teil des Gerichtssaals auf einer Bank mit anderen Hinterbliebenen. »Non, non, non!«, raunen sie. Hinterher, in der Halle vor dem Saal, erklärt Duperron der ZEIT: »Was Abdeslam von sich gibt, ist am Ende unwichtig. Wichtig ist, dass dieser Prozess stattfindet – als Antwort unseres Rechtsstaates auf die Barbarei der Islamisten.«

Doch Abdeslams Verteidigungsstrategie ist es, alle Schuld auf den französischen Staat zu schieben. Er verteidigt sich, indem er den bewaffneten Dschihad rechtfertigt, mit Sätzen wie: »Die westliche Welt will den muslimischen Ländern ihr Wertesystem aufdrücken. Doch der IS will Scharia-Gesetze, also eine islamische Ordnung etablieren. Das unterstütze ich, denn Gott wird am Ende triumphieren.« – »Die Attentate waren Selbstverteidigung, nachdem Frankreich im Irak und in Syrien Luftangriffe verübt hatte.« – »Wir halten am Islam fest, Sie an der Demokratie. Wir werden unsere Sache nicht aufgeben.«

Doch wer ist wir? Das empörte Gemurmel und die Unruhe im voll besetzten Gerichtssaal werden mehrmals übertönt von dem verächtlichen Schnauben eines großen Mannes im Rollstuhl. Bilal Mokono sitzt nur wenige Meter von Duperron entfernt. Ein Berg von einem Mann, 1,95 Meter groß, 140 Kilo schwer. Mokono ist ein Überlebender der Anschläge, und er ist Muslim. Er betet fünfmal am Tag. Er hält es kaum aus, wenn Abdeslam von Religion spricht. Von seiner Religion. Mokono war im Herbst einer der ersten Zivilkläger, die das Wort hatten. »Der Islam ist friedfertig«, erklärte er voller Zorn auf die Attentäter.

Der 46-jährige Mokono hat Grund, wütend zu sein. Er war in jener Nacht mit seinem damals 13-jäh-

rigen Sohn am Stade de France, wo ein Freundschaftsspiel zwischen Frankreich und Deutschland stattfand. Die beiden holten sich noch eine Bratwurst an einem Kiosk, als sich ein Attentäter nicht weit von ihnen in die Luft sprengte. So erzählt es Mokono vor Gericht. »Boouuuuum!«, brüllt er durch den Saal, dass alle zusammenschrecken. Als er berichtet, wie er nach der Detonation seinen Sohn nicht mehr sah, muss er sich die Tränen wegwischen. Doch er fand den Sohn wieder – unversehrt. Mokono selbst hatte mehrere Splitter abbekommen. Wenige Monate später verlor er die Kraft in den Beinen. Seitdem sitzt er im Rollstuhl. Ob er je wieder laufen kann? Er weiß es nicht.

Über Salah Abdeslam sagt Mokono der ZEIT: »Er stellt sich dumm, damit das Gericht denkt, er sei kein Strippenzieher, aber das nehme ich ihm nicht ab.« Im Zeugenstand erzählte Mokono, auch er komme aus der Vorstadt und wisse, wie es sei, als Muslim stigmatisiert zu werden. »Aber das ist kein Grund, Unschuldige zu töten!« An die Angeklagten gewandt sagte er: »Ich bemitleide eure Eltern.« Seine Worte hallten im plötzlich stillen Gerichtssaal nach.

Überhaupt, der Saal: Er ist ein langer heller Holzkasten, den man für acht Millionen Euro in eine Halle des alten Pariser Justizpalastes eingebaut hat – weil keiner der existierenden Säle groß genug war für diesen größten Strafgerichtsprozess in Frankreichs Geschichte. Für ihn wurde die Insel Ile de la Cité in eine Hochsicherheitszone verwandelt. Barrieren umgeben das Gebäude, zahllose schwer bewaffnete Polizisten bewachen es.

14 Männer sitzen nun als Komplizen der Terroristen auf der Anklagebank – fünf weitere Angeklagte sind in Syrien auf der Flucht oder tot geglaubt, einer wird in einem türkischen Gefängnis festgehalten. Den Angeklagten drohen Jahrzehnte hinter Gittern oder lebenslanglich – sie sollen bei der Vorbereitung und Ausführung der Attentate geholfen haben. Über 300 Anwälte sind Teil des Verfahrens. Doch es sind die Zivilkläger, deren Zeugenaussagen Frankreichs klaffende Wunde sichtbar machen, die bleibt.

Über 250 Menschen kamen seit 2015 bei islamistischen Attacken im Land ums Leben. Zuvor schon gab es das Attentat auf das Satiremagazin *Charlie Hebdo* in Paris, danach den Anschlag auf die belebte Uferpromenade in Nizza. Immer wieder nahmen Terroristen Frankreichs Militäreinsätze und seine Laizität als Vorwand für Verbrechen. Davon hat die politische Rechte profitiert, die alle Muslime als Feinde verteufelt. Kann der Prozess von Paris, der neun Monate dauern soll, das heilen?

Der Bataclan-Überlebende Arthur Dénouveaux, 35, der immer hinten links im Saal sitzt, hofft auf Heilung – zumindest für die Überlebenden. Und er sieht es als Erfolg, dass Abdeslam, anders als andere Angeklagte, sich überhaupt äußert. »Unsere Justiz funktioniert so gut, dass der Prozess inzwischen manchmal langweilig geworden ist mit all den

juristischen Details. Das ist doch gut!« Dénouveaux, der im Bataclan körperlich unversehrt blieb, verbreitet auf der Treppe vorm Gerichtsgebäude gern Optimismus. Er ist Finanzanalyst und Präsident des Vereins »Life for Paris«, in dem sich 600 Überlebende und Angehörige zusammengetan haben. Der ZEIT sagt er: »Die Verhandlung ist wie eine Gruppentherapie. Sie zieht uns wieder in die Schrecknisse hinein, aber zugleich können wir aktiv werden und aufhören, Opfer zu sein.«

Wie die meisten Überlebenden kennt Dénouveaux das Überlebenden-Syndrom: dieses Schuldgefühl, überlebt zu haben. »Es fühlt sich an, als müssten wir nun auch für die Toten leben.« Das falle ihm leichter, wenn er einen Terroristen wie Abdeslam nicht als Monster, sondern als normalen Menschen vor Gericht erlebe. »Es nimmt ihm die Macht.«

Und doch: Jene Wochen im Herbst, als die Opfer sprachen, waren eine Tortur. Immer wieder weinten Zivilkläger und Anwälte. Einige fielen in Ohnmacht. Auch jetzt stehen Psychologen bereit, um zu helfen.

Die Bataclan-Überlebende Catherine Bertrand, 41, ist Künstlerin und will die Last des Schmerzes darstellen. In ihren Selbstporträts ist er eine an den Fuß oder die Hand gefesselte Eisenkugel. Je größer die Kugel, desto größer der posttraumatische Stress. Bertrand gesteht, sie fühle sich nicht in der Lage, vor Gericht auszusagen. Also sitzt sie mit Block, Bleistift und Aquarellfarben hinten rechts im Gerichtssaal und erschafft Porträts der Überlebenden. »So will ich etwas zum Prozess beitragen, denn die gefilmten Bilder werden erst in fünfzig Jahren zugänglich«, erzählt sie der ZEIT in ihrem Haus in einem Pariser Vorort. Alles hier wirkt ruhig. In der Ecke ein Kamin, die Wände und Möbel in freundlichen Farben. Stille. Das helfe ihr, sich sicher zu fühlen. »Zugleich schaffen meine Zeichnungen einen Abstand zum Horror.« Bertrand war Archivarin einer Fotoagentur, nun ist sie freie Grafikerin. »Aber die Angeklagten zu zeichnen, habe ich noch nicht geschafft.«

Vergangene Woche ist es so weit. Bertrand sitzt an ihrem üblichen Platz im Gerichtssaal, hört Abdeslams siebenstündiger Aussage zu. Und irgendwann lösen sich ihre Finger. Sie beginnt zu malen. Ein Porträt mit dem Titel »Explosives Paradox«. Ein zweites, über dem steht: »Wir lassen uns doch nichts vormachen.« Darauf sieht man einen janusköpfigen Abdeslam, der nach der einen Seite ins Mikrofon spricht, nach der anderen den Zünder einer Selbstmordweste betätigt.

»In mir hat sein Auftritt einen Schalter umgelegt. Vorher war ich wie verschlossen, jetzt fühle ich mich befreit«, sagt Bertrand nach der Anhörung. »Ich bin einen Schritt weitergekommen auf meinem Weg, die Anschläge zu verarbeiten.« Vergessen werde sie dem Angeklagten wohl nie. Aber die Zukunft sehe nun ein wenig heller aus.